

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Letztes Aufgebot	849

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1914

Inseraten - Annahme durch die Anzeigenverwaltung der Wochenchrift "Die Zukunft" (Alfred Weiner)
 Berlin SW. 68, Friedhofstr. 207. Fernspr. 216, 2740 u. 9797
 (s. a. vorletzte Umschlagseite).

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.80; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 19459-19452.

Telegramme: Hansobank.

Filliale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steingplatz 9684-9685.

Stahlkammer mit Safesanlage.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Dr. Hoffbauer's (ges. gesch.) Johimbïn-Tabletten

mit 0,006 Johimbïn. — Anregungsmittel ersten Ranges. — Kräftigend.

10 Tabletten = 2,25 M. || 40 Tabletten = 7,50 M. || 200 Tabletten = 25,— M.
 20 Tabletten = 4,— M. || 100 Tabletten = 13,50 M. || 500 Tabletten = 50,— M.

Literatur versendet gratis: Elefant-Apotheke, Berlin, Leipziger Strasse 74.

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Kleine Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Mühtlose Wohnungen sind mit reichlichem Nebengerät versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 B, 99, 35 und 44. Omnibus 4c. Die Fahrzeiten betragen vom Ring der Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreifundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreifundstrasse u. Hohenzollernkors, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtölpeln an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.



Berlin, den 19. Dezember 1914.

Letztes Aufgebot.

Fliegerpfeil.

Herr Giovanni Giolitti, dessen Listenreichthum ich vor acht Tagen erwähnte, hat sich der vergeßlichen Europa ins Gedächtniß zurückgeschrien. Er ist nicht mehr Minister, nur selten noch als Parteihaupt sichtbar und manche Italiener meinten, mählich erlösche seines Gestirnes Licht. So schäbigen Ruf mag er nicht durch die Zeit großen Römerschicksals schleppen; nicht ins Gewimmel stolzirender Abgeordneten eingerechnet werden, sondern den Zauberlehrlingen zeigen, was er mit zwei dünnen Besenstielstücken, er allein, vermag. „Als Geister ruft Euch nur, zu seinem Zwecke, erst hervor der alte Meister.“ Ministerpräsident Salandra hat gesprochen. „Da die Bundesgenossen einen Angriffskrieg, nicht einen als Vertheidigungsmittel ihnen aufgezwungenen, führen, war Italien nicht in die Bündnißpflicht genöthigt. Doch seine Neutralität darf nicht thatlose Gleichgiltigkeit werden. Wir stehen vor einer ungeheuren Umwälzung, deren Ende kein Sterblicher heute absehen kann, die aber das Machtverhältniß auf dem alten Erdtheil ändern wird, und wir haben Lebensinteressen zu vertheidigen, unsere Großmachstellung zu wahren, gerechtem Anspruch Erfüllung zu sichern. Italien muß wachsam und stark sein. Wenn das Recht nicht mehr gilt, bürgt nur die Kraft noch für die Zukunft eines Volkes. In so gefährdeter Zeit müssen alle inneren Parteilämpfe enden. Wir haben eine furchtbare Verantwortlichkeit auf uns genommen. Das Land will erlangen, was ihm nothwendig scheint: und wird es erlangen. Heer und Flotte Italiens sind jetzt für jeden Fall be-

reit.“ Die Regierung nimmt den Beschluß des Abgeordneten Bet-
tolo an: „Mit vollem Recht und nach reiflicher Ueberlegung hat
Italien sich für neutral erklärt. Der Regierung, die, im Vollbewußt-
sein ihrer Verantwortlichkeit, mit dem tauglichsten Werkzeug für die
Sicherung dieser höchsten Lebensinteressen handeln wird, spricht
die Kammer ihr Vertrauen aus.“ (Mit 413 gegen 49 Stimmen.)
Zuvor hat, als Lesker, Herr Giolitti gesprochen. Bleibt irgendwo
noch der winzigste Zweifel, ob Italien beim Ausbruch dieses Krie-
ges der Dreibundpflicht ledig war? Dann bläst ihn der Athem
Giovannis hinweg. „Die Frage ist beantwortet worden, als, vor
sechzehn Monaten, Oesterreich-Ungarn dem Königreich Serbien
den Krieg erklären wollte. Am neunten August 1913 erhielt ich von
dem Marchese di San Giuliano die folgende Depesche: ‚Oester-
reich zeigt uns und dem Deutschen Reich die Absicht an, gegen
Serbien vorzugehen, und behauptet, dieser Vorgang müsse als ein
zur Vertheidigung nothwendiger angesehen werden. Deshalb seien
die Verbündeten zu Beistand verpflichtet. Nach meiner Ueber-
zeugung ergäbe solches Handeln nicht den Bündnißfall. Ich möchte
im Einvernehmen mit Deutschland die Ausführung des öster-
reichischen Planes hindern, halte aber für nöthig, daß wir unzwei-
deutig aussprechen, uns scheine solches Handeln nicht ein von Ver-
theidigungspflicht gebotenes, also auch dadurch nicht der Fall ge-
schaffen, für den uns der Dreibundvertrag zu Beistand zwingt.‘
Diese unzweideutige Erklärung haben wir der austro-ungarischen
Regierung gegeben. Genau so lagen die Dinge wieder im Juli
1914. Wir standen also auf festem Rechtsboden und handelten
durchaus ehrlich, als wir unsere Neutralität ankündeten. Diese
wachsame und bewaffnete Neutralität, in deren Empfehlung ich
mit dem Ministerium übereinstimme, müssen alle Bürger unseres
Landes redlich wahren, bis die Stunde schlägt, die uns zum Schutz
unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft.“ Beifallsturm.
Ein Schwarm umdrängt den alten Herrenmeister; Jeder jauchzt und
schüttelt dankbar die Hand des Siebenzigers aus Mondovi. Seit
zwanzig Jahren, seit er, am zehnten Dezember 1894, die schlim-
men Akten, die Crispien Mitschuld an der unsauberen Sache der
Banca Romana erwiesen, der Kammer vorlegte, hat kein Docu-
ment ihm je solchen Jubels Widerhall eingebracht. Das findet
Herr Plösch, der im Sommer 1913 das pariser Auswärtige Amt

leitete, begreiflich. „Giollittis Veröffentlichung der (den Ranzleien bekannten) Thatsache liefert der Welt den Beweis, daß Oesterreichs Schlag gegen Serbien längst vorbereitet, der Mord in Sarajewo nur ein Vorwand war, das Ultimatum vom dreiundzwanzigsten Juli nur den vorbedachten Angriffsplan maßiren sollte und die Regierung Franz Josephs eben so unwahrhaftig wie die Wilhelms war, als sie behauptete, den Frieden zu wollen. Die Enthüllung erklärt aber auch, warum Oesterreich, ehe es seine Note in Belgrad überreichen ließ, nicht Verständigung mit dem italienischen Ministerium suchte. Die Antwort aus dem August des Jahres 1913 lehrte die Oesterreicher voraussehen, was Rom ihnen jetzt erwidern werde, schreckte sie dadurch von neuem Abenteuer ab und bestimmte sie, sich, ohne Italiens Wissen, nur Deutschlands Hilfe zu sichern. Diese beiden Mächte hatten übrigens schon einmal, kurz vor dem August, in voller Eintracht den Balkankrieg als Konfliktsvorwand zu wählen versucht. Die Vorsicht Rußlands und Frankreichs, die Klugheit und Entschlossenheit Englands und Italiens Beistandsweigerung haben ihnen den Weg gesperrt. Jetzt soll Fürst Bülow die Italiener überzeugen, daß sie klug handeln würden, wenn sie die Türkei stärken, die alle Musulmanen, auch Tripolitaniens und der Kyrenaita, zum Heiligen Krieg aufruft und des Osmanenreiches Herrschaft über Christenländer wiederherstellen will, wenn sie obendrein Oesterreichs Machtanspruch an der Adriaküste und in der Slawenwelt stützen und Venen, die einst die Herren über Venedig und Mailand waren, die noch von ihnen im Joch gehaltenen Italerprovinzen lassen. Als er von Jaurès und dessen fruchtlosen Bemühen um ein franko-deutsches Einvernehmen sprach, wandte der Kanzler Bülow das Sprichwort an, eine Schwalbe mache noch keinen Sommer. Wir wollen abwarten, mit welchen Mitteln der kluge Diplomat, der wohl von manchem Wahn der Selbsttäuschung geheilt ward, versuchen wird, im Vaterland Garibaldi's einen Sommer zu machen.“ Dum-Dum.

Unserem Strafgesetzparagraphen 353^a (der, seit Arnims Rebellion, die ins Geheimniß des internationalen Dienstes Zugelassenen in Verschwiegenheit schreckt) irgendwie Aehnliches steht wohl auch in Italiens Voerbüchern. Und stünde es nicht drin: Herr Giollitti, der selbst einst Staatsanwalt war, würde sich hüten, wider den Willen seines Schüßlings Salandra eine bisher verheimlichte

Diplomatendepesche ins Licht zu legen und als Abgeordneter einen wichtigen Vorgang zu entschleiern, der ihm als Ministerpräsidenten gemeldet worden war. Der Widerhall kam auch, aus Frankreich, England, Rußland, so rasch und so laut, daß man vermuthen darf, das Stichwort sei schon vor dem Gewittertag von Monte Citorio bekannt gewesen. Zweck: zu erweisen, daß nach dem Doppelmord von Sarajewo (der Hauptschuldige hat noch im Schlußwort an die Geschworenen behauptet, er habe aus freiem Willen, nicht als ein Werkzeug, nicht unter fremder Einwirkung, gehandelt) ein wiener Plan wieder auflebte, den zuvor, zweimal, Römerhände gewürgt hatten; und dem neuen Herrn der Deutschen Botschaft zuzurufen: „Mit den alten Mären vom Ursprung des Krieges, von jäher Empörung durch den Prinzenmord und vom Ueberfall friedlicher, für solchen Kampf nicht bereiter Mächte, köderst Du hier kein Tiberfischlein; unsere Akten erweisen, daß Ihr, was jezt ward, schon 1913 wolltet und, da Ihr unseren Willen zur Beistandsleistung erforschet, auch den Eingriff Rußlands und Frankreichs, also die Weitung des Kriegsschauplazes über austro-serbisches Gebiet hinaus, für gewiß hieltet. Du kommst zu spät. Wir haben gewählt.“ Das soll Europa glauben. Wohin ruft die Glocke den Gewaffneten aus dem Lager? Aus Schlachtfeld. Abgeordneter Barzilai: „Ich stimme für die Regierung, weil sie die Einheit aller Italiener verheißt.“ Ferri: „Nur, wenn unvermeidliche Nothwendigkeit dazu zwingt, müssen wir für unseren gerechten Anspruch mit der Waffe eintreten.“ Sacchi: „Der Erfolg der Regierung ist der Erfolg des Vaterlandes, das seinem gerechten Anspruch endlich Erfüllung schaffen will und in Eintracht das ersehnte Schicksal heranreifen sieht.“ Bissolati: „Italien kann einem Kampf nicht fern bleiben, der über sein Lebensinteresse entscheidet und dessen Ende den Sieg des Imperialismus oder der Demokratie bringen muß.“ Torre: „Aus diesem Kampfe wird Italien stärker und größer hervorgehen.“ Labriola: „Nicht die Wiederherstellung des Balkanbundes, sondern die Stärkung deutscher und österreichischer Macht wäre für uns eine Gefahr. Die Kammer hat ihren Willen heute klar ausgesprochen; ist der Krieg nöthig, dann wird die Regierung ihn führen.“ Chiesa: „Alle Republikaner werden die Regierung stützen, wenn sie, um unser Recht zu erkämpfen, in den ungeheuren Europäerstreit eingreift.“ Aus den sichtbarsten Blättern schallt

Jubel: „Nun ward uns Gewißheit!“ In der Kammer wird ein Aufruf aus Triest vertheilt, der stöhnt: „Unmöglich wäre, Tollheit, die Fortsetzung unseres Kampfes, wenn diese Stunde ungenügt verstriche. Sorget, Abgeordnete, dafür, daß Italiischer Boden von fremder Herrschaft, fremdem Gesetz frei, die Einheit und Unabhängigkeit unseres Volkes überall gesichert werde und jeder Italermund, ohne des Feindes Rache fürchten zu müssen, für das Vaterland zeugen dürfe.“ Ueber London kommt die Meldung, Herr Lake Jonesku habe telegraphirt: „Rumänien wird sich der Triple-Entente gefallen; nur der Tag seines Eingriffes ist noch unbestimmt.“ Und zum Vertreter des „Temps“ spricht dieser Minister von gestern, vielleicht von morgen in Bukarest: „Ich bewundere Deutschlands Kraft und Fleiß, Gesundheit und Heimathliebe; aber ich kann nicht ohne ein Schaudern meiner ganzen Physis an das österreichische Ultimatum und an die Verwüstung Belgiens denken. Die Mächte, die dieser zwei Thaten schuldig sind, muß jeder kleine Staat als unversöhnliche Feinde betrachten. Außerdem lebt unter uns nicht Einer, der nicht von frühster Kindheit an in der Einung aller Rumänen das höchste Ziel seiner Wünsche sah. Der große, nicht von uns erwirkte Krieg bietet uns die Gelegenheit zur Erfüllung dieser Wünsche; eine Gelegenheit, die niemals wiederkehrt. Unter austro-ungarischer Herrschaft leben fast vier Millionen Rumänen; in diesen Provinzen ist das nationale Gewissen wach und zu starker Handlung bereit und sie werden, nach der Eroberung, unserem Staat für immer einverleibt sein. Wenn wir, selbst nach dem Sieg Deutschlands und Oesterreichs (den ich für unmöglich halte), das rumänische Bessarabien nähmen, müßten wir bald wieder einen Krieg gegen Rußland führen. Ich bin gewiß, daß nicht ein einziger Rumäne anders als ich denkt.“ (Sechshundneunzig rumänische Professoren haben sich in Ausdrücken zorniger Abscheu gegen die Unterzeichner des deutschen „Aufrufes an die Kulturwelt“ gewandt; der uns nur Unglück, aus zwei Erdtheilen in Schwaden, eintrug.) „Wir müssen mit all unseren Kräften den Sieg der Triple-Entente zu sichern trachten. Natürlich wäre ein Winterfeldzug uns nicht bequem. Aber unsere Neutralität genügt heute nicht mehr. Unser Vormarsch kann beschleunigt oder aufgeschoben werden, je nach den Ereignissen. Doch wir müssen handeln; und ich weiß, daß wir handeln werden.“

San Giuliano hatte die Depesche an Giolitti in den Tagen der bucarester Verhandlungen über den Balkanfrieden, am neunten August 1913, geschrieben. Ein paar Wochen zuvor hatte er den König Victor Emanuel und dessen Frau, die Tochter Nikolaß von Montenegro, nach Kiel begleitet (wo sie, auf der Reise nach Schweden, zu kurzer Stundenrast einkehrten) und mit den Leitern unseres Reichsgeschäftes geplaudert. Wir lasen: „Eine weithin wirkende Kundgebung des Dreibundgedankens, die gerade in dieser ernstesten Zeit tiefen Eindruck machen muß. Italien ist von den ‚Ertroutouren‘ mit den Westmächten reuig ins alte Glück des Dreibundes zurückgekehrt und inniger nun als je an Deutschlands, an Oesterreichs Busen geschmiegt. Denn es langt nach der Vorherrschaft im Mittelmeer und hat eingesehen, daß nur die Bundesfreundschaft es an dieses Ziel bringen kann.“ Das dünkte mich gefährlicher Uberglaube; deshalb sagte ich hier am zwölften Juli 1913: „Giolitti und San Giuliano sind nicht grün genug, um aus Knabenübermuth in den Wahn zu schlittern, einer Lateinermacht sei im Mittelmeer die Vorherrschaft erlangbar, ehe dem Britenleu im Inselkäfig die Zähne stumpf geworden sind. Seit Italien am Syrtenermeer herrscht, von Malta und Rhodos, von Frankreichs tunesischer Provinz und vom englischen Sudan aus schnell zu verwunden ist, muß es sorgsamer noch als vor dem Uebergrieff nach Nordafrika das Verhältniß zu England, dem Schreckgespenst langer und offener Küsten, pflegen. Die Westmächte flüstern ihm die Lockweise zu: ‚Wir helfen Dir auf die Balkanmärkte und in wichtige Levantehäfen.‘ Die Dreibundesgenossen zwingen es in Rüstung, die nichts einbringt, und in den Schein einer Duldsamkeit, die ein gekräftigtes Oesterreich in Albanien nützen könnte. Deutschland muß mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, in dem es, allein, sich gegen die Heere und Flotten des feindlichen Dreibundes und seiner Vorposten in Südwest und Südost zu wehren hat.“ Am siebenzehnten Juli hatte Herr Schebeko, Rußlands Gesandter, den rumänischen Ministerpräsidenten Majoresku ersucht, den Vormarsch der Truppen auf Sofia zu hemmen; die Regierung des Zaren bürge den Rumänen schon jezt für die Gebietsabrundung bis an die Grenzlinie Turtulaja-Dobritsch-Baltschif. (Grünbuch der rumänischen Regierung: Les événements de la péninsule balcanique l'action de la Roumanie.) Italien giebt in Sofia „den dringenden

Rath", diese Grenzlinie zu gewähren; den selben Rath hat, so meldet Oesterreich-Ungarns Gesandter, Franz Joseph dem König der Bulgaren gegeben. Am letzten Julitag rühmt Herr Pichon die weise Mäßigung und die Geschicklichkeit der rumänischen Regierung; und warnt, in den ersten Augusttagen, die Bulgaren vor dem Trugwahn, der Friedensvertrag, über den in Bukarest verhandelt werde, sei vom Eingriff irgendeiner Großmacht bedroht. Am sechsten August sagt er zu dem Gesandten Lahovary: „Frankreich ist gegen jede Revision des Vertrages.“ Die wünscht Oesterreich-Ungarn; löst den Wunsch aber fallen, weil er ohne Krieg nicht erfüllbar scheint und Rom die Heeresfolge weigert. Vier Tage nach San Giulianos schroffer Ablehnung empfängt Herr Majorestu den Glückwunsch des Grafen Berchtold, der „besonders darüber sich freut, daß Rumänien den Balkanhader zu enden vermocht hat.“ Ihn besucht, als wieder Frühling wird, Marchese di San Giuliano in Abbazia. Offizielle Nachschrift: „Wieder ist völlige Uebereinstimmung in den Ansichten der beiden Staatsmänner zu Tage getreten.“ Aus dem Achilleion telegraphirt der Kanzler des Deutschen Reiches an die zween Bundesgenossen: „Indem ich Sie auf's Wärmste zu dem glücklichen Ergebnis beglückwünsche, daß Ihre Unterredungen in Abbazia gehabt haben, lege ich Werth darauf, mich dem Gefühl der Befriedigung anzuschließen, daß Sie darüber empfinden.“ Vier Wochen danach sagt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Deutschen Reichstag, er hoffe, Rumäniens „Anlehnung an alte Freunde“ werde dauern. Pflicht zwingt mich, auf die Thatfachen gemeiner Wirklichkeit hinzuweisen. „Der Rumäne bewundert in dem Franzosen das Musterbild seiner Kulturmenslichkeit; er ist auf die Freundschaft der Slawen, des Südens und des Nordens, heute, als auf Unentbehrliches, angewiesen; sein Großrumänien kann nur auf Oesterreichs und Ungarns Kosten entstehen und er läßt die Bezirke, in denen unter Habsburgs Szepter vier Millionen Walachen leben, sogar in Schulbüchern als das geknechtete Rumänien bezeichnen. Das ist; und wer über diese Wirklichkeit einen Wortschleier webt, darf sich nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eine That gelungen.“ Rußland weiß, natürlich, was im August 1913, noch einmal, geplant war; sieht in Oesterreichs Getachtel mit den Ruthenen und in der Anwerbung deutscher Offiziere fürs Jungtürkenheer Ergänzungen

des (vertagten, nicht aufgegebenen) Planes: und rüstet sich; so rasch und so gewaltig, wie es irgend vermag. Aus der Kölnischen Zeitung wird darob, im März, der Legende deutsch-russischer Erbfreundschaft die Totenglocke geläutet. „Rußland schiebt seine Truppen leise westwärts vor, läßt Schwergeschütz gießen, wo es zu haben ist, hat seinen Präsenz- und Cadrestand beträchtlich erhöht; will die Polen versöhnen, die Rumänen in ihre historische Pflicht zur Vermittelung zwischen Slawen, Lateinern, Hellenen zurückschmeicheln; und rechnet darauf, daß von Oesterreich-Ungarn Italiener und Griechen, Serben und Walachen, Kroaten und Dalmato-Slowenen, von Deutschland Franzosen und Briten Allerlei zu begehren haben.“ Das steht am siebenten März 1914 in der „Zukunft“. Am sechzehnten Mai: „In diesem Sommer wird Schicksal.“ Nach dem Besuch des Zaren in der rumänischen Hafenstadt Konstanza wird hier das Rumänenziel gezeigt: „Aus der Bukowina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten wächst ihm ein Gebiet von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern zu. Dieses Großrumänien handelt für die Zinzarei von den Serbenstaaten (die nach Nikolaß Tod vereint werden) den negotiner Winkel mit hunderttausend walachischen Bauern ein. Albanien wird unter Römer, Griechen, Serben vertheilt; wird Pfand und Bürgschaft romano-slawischer Freundschaft. Mit Rußland kann sich Rumänien auch über den Verschuß des Schwarzen Meeres und die Oeffnung der Dardanellen leicht verständigen; die Interessenströme beider Staaten münden da in das selbe Bett. Und kein König ist stark genug, um dem eigenwilligen Herrenvolk an der Unteren Donau die Wahl des Schicksalsweges aufzuzwingen.“

Rußlands Hauschlüssel.

Der Sultan, schrieb Boris Alegejewitsch Galizyn an Peter, seinen Zögling und Zaren, „betrachtet das Schwarze Meer als sein Haus, in dem Fremde nichts zu suchen haben, oder als eine im Harem allen Blicken verborgene Jungfrau; er würde eher seinen Truppen den Befehl zum Krieg als anderen Mächten die Erlaubniß zur Fahrt durch dieses türkische Binnenmeer geben.“ Das war der Pontos Eugeinos wirklich bis an das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Wer Byzanz hatte, war Herr des Pontos; seit der Türkenhan auf dem Stuhl des Basileus saß, durfte zwischen Bal-

fan und Kaukasus nur die Sichelflagge wehen; und so wichtig dünkte die Erben Mohammeds dieser Besitz, daß schon unter Mustafa dem Zweiten, um die Zeit des Friedens von Karlowitz, ein türkischer Staatsmann warnend rief: „Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde.“ Diese Weissagung darf man (wie die meisten) nicht wörtlich nehmen. Aus den Dampfkesseln der russischen Flotte zog der Qualm über den Pontos hin: und noch immer sahen wir die Großmächte um die ungeschmälerte Lebensdauer der Türkei bemüht. Doch schon 1683, ehe Peter in Asow den Schlüssel zu einem Nebenthor des Schwarzen Meeres einsteckte, sprach der baumburger Chorherr Pöhsel von dem Sultan als von einem Kranken, dem zehn Aerzte (so viele sind's jetzt kaum) mit Dagnosen und Heilmitteln nahen; und ein Jahr danach verglich der Britenbotschafter Sir Thomas Roe das Reich Mustafa's dem Leib eines siechen Greises, der sich und Andere über die Gefahr seines Zustandes täusche. (So alt ist das winged word vom Kranken Mann.) Asow, das der Zweite Mohammed den Nachfahren Tamerlans abgenommen hatte, ist zwölf Jahre nach dem Frieden von Konstantinopel wieder türkisch geworden und erst Münnich hat, mit Annas Heer, den Flecken an der Donnmündung, nach sechsmonatiger Belagerung, für immer dem Reussenreich erobert. Im Frieden von Belgrad mußte Mahmud ihn, 1739, den Moskowitern abtreten und konnte sie nur noch zur Schleifung der Festungswerke verpflichten. Vorher hatte Montesquieu geschrieben: „J'ai vu avec étonnement la faiblesse de l'empire des Osmanlins. Ce corps malade ne se soutient pas par un régime doux et tempéré, mais par des remèdes violents qui l'épuisent et le minent sans cesse. Avant deux siècles cet empire sera le théâtre des triomphes de quelque conquérant.“ Nachher spöttelte Voltaire, er sei noch lange nicht so krank wie der Türke. Seit die im Harem geborgene Jungfrau von den Russen begehrt, der Pontos den Fremden nicht mehr ageinos, sondern eugeinos ward, dämmerte der Khalifenherrlichkeit der Abend; war die unantastbare Selbständigkeit des Türkenreiches dahin. Katharina hat's schon im dritten Lustrum ihrer Regierung erreicht. Der Vertrag von Kütschük-Kainardsche gab 1774 ihrer Handelsflotte das Recht zu freier Schifffahrt im Schwarzen Meer, das, als neun Jahre später der Tatarenkhan geschlagen und die Krim

erobert war, zwei Staaten an seinen Ufern herrschen sah, also nicht mehr ein türkisches Binnenmeer genannt werden konnte. Auch nicht ein mare clausum? Die Russen können hinein, doch nicht heraus. Der Sultan hält den Bosporus Schlüssel fest in der Hand und sperrt noch immer den Weg, der über Usow und die Krim nach Byzanz führen sollte. Rußland darf im Schwarzen Meer thun, was ihm beliebt, und ist da unangreifbar; darf es aber nicht auf der ins Mittelmeer führenden Straße verlassen und empfindet, noch unter der großen Zerbsterin, die Schmach solcher Käfigfreiheit. Der Pontos muß Rußlands Binnenmeer werden: nach dem Frieden von Jassywards in Moskau, in Peters Stadt das Feldgeschrei lärmender Patrioten; und blieb ein Jahrhundert lang.

Bonapartes Einfall in Egypten und die vor und nach der Gründung des napoleonischen Kaiserreiches bis an die Orientpforte drängende Jakobinergefahr verbündet nach langem Hader dem Sultan den Zaren. Katharinas Sohn Paul schickt Selim dem Dritten die mit viertausend Moskowitern bemannte Flotte nach Konstantinopel, um ihm bei der Abwehr französischer Angriffe zu helfen: und nun öffnen sich Dardanellen und Bosporus endlich russischen Kriegsschiffen. Endlich; einmal. Das Schußbündniß währt nicht lange; bald liegen die Erben von Byzanz, der im Besitzrecht wohnende und der über den Pontos lugende, wieder in Streit. Bonaparte heßt, nach Austerlitz, den Sultan in den dritten Krieg gegen Rußland und erlistet, in Tilsit, Alexanders schwärmerisch anbetende Freundschaft. Will den mit wachsendem Ungefüg geforderten Preis aber nicht zahlen. Hardenberg läßt seinen alten Plan der Türkeitheilung durch Kaldtreuth wieder vorbringen; Rußland soll Bulgarien, Rumelien, ein Stück der Donaufürstenthümer und die Meerengen bekommen, Oesterreich über Bosnien, Serbien, Dalmatien herrschen, Frankreich den Staat der Hellenen und die Inseln seinem Imperium einfügen. Doch was konnte Alexander, nach Jena, von Preußens Beistand noch hoffen? Zur Erfüllung seines brünstigen Phantastenwunsches vermagnur der allmächtige Korse ihm zu helfen. Der ist dem Sultan verbündet und, im Nimbus seiner Siege, am Goldenen Horn so stark, daß General Sebastiani, sein Gesandter, den Aufruhrversuch des englischen Kollegen mit einem Wort niederzwingt: die Britenflotte, die Arbutnot, um den französischen Einfluß zu dämmen, ins Marmarameer gerufen hat, muß

unter dem Feuer türkischer Batterien abdampfen. Englands politische Moral, die uns so oft allzu schöne Reden priesen, wird von dieser Episode ausgrell beleuchtet: die Sultane sollen in ihren Entschlüssen frei, die Meerengen allen Fremden geschlossen sein, so lange das englische Interesse nicht darunter leidet; nur eben nicht eine Stunde länger. Hoffst man in London den winzigsten Vortheil davon, dann mag irgendein Admiral Duckworth sein Geschwader bis dicht an die Mauern von Nildiz steuern. Noch ist, im Frühling 1807, der dreiste Handstreich mißlungen. Aber Selim, den hastige Reformsucht den Altgläubigen verhaßt gemacht hat, kann sich nicht halten und wird am siebenundzwanzigsten Maitag entthront. Während einer Truppenschau, an der Alexanders „Paradomanie“ sich in Tilsit weidet, erhält Napoleon von Sebastiani die Meldung. Armee und Volk gegen den Sultan, der sich wider das Verhängniß nicht zu bäumen wagt, und vor Osmans Reich morgen die Gefahr sicheren Verfalls. „Die Vorsehung selbst sendet mir diese Botschaft, um mir zu zeigen, daß die Türkei nicht mehr lebensfähig ist!“ So ruft (nach Savarys Bericht) Bonaparte; und erklärt, Selims Sturz löse ihn, löse sein Gewissen von allen Banden und gestatte ihm, der nicht der Vortre, sondern nur diesem Sultan sich verpflichtet habe, der Orientfrage nach freiem Ermessen die Antwort zu suchen. Wie mag das Schwärmerauge Alexanders, der neben ihm hiet und Sebastianis Rapport lesen durfte, aufgeleuchtet haben! Für kurze Zeit freilich nur. Der Imperator (der, wie Champagny an Caulaincourt schrieb, die Türken nie geliebt, immer für schädliche Barbaren gehalten hat) wurde zwar sentimental und schien bereit, dem neuen Freund alles Ersehnte gern zu gewähren. Er hatte im Occident Grenzen und Throne verrückt und war berufen, auch im Orient nun nach seinem Belieben Ordnung zu schaffen. Rußland durfte zu dieser organisatorischen Arbeit mitwirken; doch das Tempo wollte er selbst bestimmen. Hier begann Alexanders Enttäuschung. Die Türken, so dozirt Laetitiaß Sohn dem sanften Enkel Katharinaß, gehören nicht nach Europa, sind auf unserem hellen Erdtheil ein häßlicher Fleck und müssen nach Asien zurückgedrängt werden. Aber langsam; ganz langsam. Einstweilen darf man sie nur „komprimiren“; ihnen ein paar Provinzen nehmen, in denen sie manchmal belästigen, doch nicht mehr herrschen. Eine richtige Theilung wäre heute noch eine allzu gefährliche

Operation, die zunächst den franko-russischen Bund lockern, die Freunde in einen Interessenstreit verwickeln könnte. Rußland mag sich des Besitzes der Moldau und der Walachei freuen, vielleicht auch vom Bulgarenland noch einen Fehz für sich abreißen. Frankreich kann sich in Bosnien, Dalmatien, Albanien, Griechenland tätigen. Vielleicht; ganz sicher ist er seiner Sache nicht (*mon système sur la Turquie chancelle et est au moment de tomber*, schreibt er an Talleyrand). Fühlt, zum ersten Mal, tief aber die Nothwendigkeit des Friedens, der ihm doch, sobald das Orientproblem Europa aufrüttelt, wieder entgleiten muß. Wenns unvermeidlich wird, wenn England mit anderen Mitteln nicht zu bändigen ist und er im Baltikum oder auf Asiens altem Boden die russische Macht gegen den Todfeind braucht, bleibt keine Wahl: muß er dem Zaren den Weg an das Ziel seiner Sehnsucht bahnen. Noch aber möchte er ihn mit einer Hoffnung füttern. Unaufschiebbar ruft nach Paris. Alexander hat seinen Besuch zugesagt. Da kann man in aller Ruhe über den großen Gegenstand weiterreden. Pauls Sohn schlürft gierig den Zaubertrank, den der Korse kredenzt. Begehrte nicht schon Katharina den moldo-walachischen Zuwachs? Der Gossudar, der dem Reich diese Beute bringt, braucht selbst nach Niederlagen nicht zu zittern. Und Alexander Pawlowitsch glaubt sich des Freundes sicher; „ich erwarte keinen allzu starken Widerstand gegen meine Auffassung (schreibt er an Peter Tolstoi), denn sie entspricht dem Interesse und der Meinung des Kaisers.“ Frankreich wird zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln suchen. Ist ein anständiger Friede nicht zu erlangen, so muß man wieder an die Theilung denken; fürs Erste aber darf dieser Gedanke noch nicht ans Licht. Daß er in Tilsit erörtert wurde, bezeugt De Clercq (*Recueil des traités de la France*) durch die Anführung der Sätze, die aussprechen, daß die beiden Kaiser, wenn der gewünschte Friede nicht durchzusetzen ist, „sich verständigen werden, um alle europäischen Provinzen des Osmanenreiches, außer Rumelien und der Stadt Konstantinopel, dem drückenden Türkenjoch zu entreißen.“ Mit dem ernstesten Eifer muß zunächst aber, auch in London, Alles versucht werden, *pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix* (wie es im Vierten Artikel des tilsiter Geheimvertrages vom siebenten Juli 1807 heißt). Am neunten Juli, vor der Abreise nach Königsberg, empfiehlt Napoleon der Türkei die Beschleu-

nigung des Waffenstillstandes. Vier Monate danach diktiert er einen Zusatz zu der an Caulaincourt zu sendenden Instruktion und sagt darin, er wüßte, der Türkei ihren Besitzstand zu erhalten, im Nothfall sich aber mit Rußland allein, ohne Oesterreichs Dreinrede, über den Theilungsplan zu verständigen. „Das Liebste wäre dem Kaiser, wenn die Türken in friedlichem Besitz der Walachei und der Moldau bleiben könnten; da er aber den Zaren so fest wie möglich an sich knüpfen möchte, würde er ihm die beiden Provinzen, gegen eine in Preußen zu suchende Kompensation, schließlich überlassen. Er steht dem Gedanken an eine Theilung des Türkenreiches sehr fern, hält ihn sogar für verhängnißvoll, will aber nicht, daß Sie ihn im Gespräch mit dem Zaren und mit dessen Minister rückhaltlos verdammen. Sie sollen nur ausdrücklich auf die Motive hinweisen, die für die Vertagung sprechen. Dieser uralte Plan des russischen Ehrgeizes kann Rußland an uns litten: deshalb müssen Sie sich hüten, den Petersburgern Muth und Hoffnung ganz zu nehmen.“ Ehe diese Instruktion an die Nawa gelangt, hat Alexander mit England gebrochen und in Paris, durch den Mund Savarys, des Herzogs von Rovigo, als Theilzahlung die Donaufürstenthümer verlangt. Schon fühlt auch Napoleon, daß er Etwas thun müsse, um den Zaren fester an sich zu binden. Savary hat ihm berichtet: „Der Kaiser und sein Minister Graf Rumanzow sind unsere einzigen zuverlässigen Freunde in Rußland; es wäre gefährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Das Volk würde gern wieder nach den Waffen greifen und für einen Krieg gegen Frankreich neue Opfer bringen.“ Verstimmt man den impulsiven Selbstherrscher, so kann Rußland, das in seinem Verhältniß zu Frankreich zwischen Hitze und Frost, Intimität und Haß hin und her schwankt, morgen zum Feind übergehen. Das muß verhindert und dennoch die Theilung der Türkei aufgeschoben werden. Sonst wird die Beute des Ablers zu klein. Bosnien, Albanien, Griechenland, Epirus: für Frankreich wären Kolonien, nicht Provinzen. Seit Bonaparte in Kairo war, sieht er Egypten als einen Theil des Franzosenreiches. Noch aber ist die Zeit zur Rückeroberung nicht gekommen. Läßt er den Kranken Mann jetzt sterben, dann langt der Britenleu, dessen Pranke bis nach Malta, Sizilien und in die Adria reicht, nach dem in der Todesstunde des Kalifates herrnlosen Gut. Bevor ein französisches Heer in Konstantinopel und

Saloniki wäre, hätte England die Hand auf Egypten, Cypern, Randia, vielleicht auf die Dardanellen und das ganze Küstenland der Osmanen gelegt. Diese Erwägung, schrieb Champagny, hat den Hauptgrund geliefert, den der Kaiser gegen die Theilung der Türkei anführt. Mag der Zar also in der Walachei und der Moldau bleiben: der Herr des Occidents wird sich den Landsegen, der ihm zur Entschädigung gebührt, nicht aus dem Osmanenleib schneiden, sondern Schlesien nehmen. Das war beschlossen, als Caulaincourt in Petersburg Savary ablöste. Schlesien? Das würde den von Warschau aus reorganisirten Polenstaat stärken. Niemals. Caulaincourt findet für diesen Plan weder beim Zaren noch bei Rumanzow Gehör und muß im Februar 1808 seinem Herrn melden, daß Alexander an der Donau bleiben, über Schlesien aber nicht einmal reden will. Daßer den Sanften nie so finster sah wie am Tag dieses fördernden Antrages. „Wenn wir Berlin gefordert hätten, wäre die Wuth vielleicht kleiner gewesen.“

Die Meldung fällt in eine der hellsten Stunden des Riesenhirns. Aus zornigem Auge blickt Bonaparte auf das Inselreich, das nicht zu überlisten, nicht ins Herz zu treffen ist. Wenn erst in Asien zu schlagen, in Indien ihm die Aorta zu zerschneiden vermöchte! Dachte er daran schon, als er den Russen Konstantinopel weigerte, weil der Besitz dieser Stadt die Weltherrschaft sichere? Jetzt denkt er dran; ahnt die Wahrheit des Wortes, daß an den Mauern von Konstantinopel der Kampf um Indien beginnt; und träumt seinen größten Caesarentriumph. Rußland und Frankreich zu gewaltiger Anstrengung vereint, die Türkei zerstückt, Persien und Afghanistan unterworfen: und von den Hochplateaur am Euphrat mit der ungeheuren franko-russischen Heeresmasse durch rasch bezwungenes Barbarenland bis an den Indus! Wer weiß, ob dieser endlos scheinende Weg nicht schneller ans Ziel führt als der kurze Pas de Calais? Der tolle Paul Petrowitsch hatte in seinen letzten Lebenstagen den Gedanken an einen franko-russischen Kriegszug durch Asien gehätschelt. Seitdem ist der Sultan der Freund Bonapartes geworden, hat der Perserschat von ihm Drillmeister für sein Heer erbeten, Hilfe gegen England angeboten und sich (in einem von dem persischen Sondergesandten in Warschau unterzeichneten Vertrag) verpflichtet, einem gegen Indien marschirenden Franzosenheer als guter und treuer Bundes-

genosse freien Durchzug zu gestatten. Daß war keine Lagerposse: General Gardane wird nach Persien geschickt, um den Vertrag ratifiziren zu lassen und die Möglichkeit solchen Heereszuges zu prüfen. Und nun ist auch der Weiße Zar, endlich, Napoleons Freund geworden. Frankreich, Rußland, Persien: damit konnte man die Briten mindestens einschüchtern und in Verhandlungen treiben, die ihr Hochmuth noch immer weigerte. Doch der Zar heischt Bezahlung. Ihm zu Liebe den Kranken Mann töten? Nein. Noch ist's zu früh. Da Alexander von dem schlesischen Plan nichts hören will, muß man ihn hinhalten und inzwischen Oesterreich zu umgarnen suchen. Rußlands Herrschaft über die Donaufürstenthümer, hat Bonaparte einmal zu Klemens Metternich gesagt, bereitet die Basis, auf der Frankreich und Oesterreich sich eines Tages verständigen werden; wenn die Russen als Sieger in Konstantinopel stehen, braucht Ihr uns gegen sie, brauchen wir Euch, um das nöthige Gegengewicht herzustellen. Kaiser Franz ist kein Mann kräftiger Initiative; muß sich aber sagen, daß er nicht müßig zusehen darf, wenn der Türke, in dem er einen schwachen und drum bequemen Nachbar ungern verlöre, erdroffelt und ausgeraubt wird. Für jeden Fall ist Wien durch Metternich nun vor dem russischen Anschlag gewarnt. Zur selben Zeit erhält Caulaincourt die Weisung, den Wünschen des Zaren noch weiter entgegenzukommen und keine unüberwindliche Abneigung von dem Plan der Türktheilung zu verrathen. Da, unter dem Eindruck der stolzen Thronrede, die das Britenparlament eröffnet, schäumt das Blut des Korsen heiß auf. Der alte Feind muß endlich vernichtet werden. Alexander heischt Bezahlung? Er soll sie haben. Selbst wenn er den höchsten Preis fordert. Am zweiten Februar schreibt ihm Napoleon: „Gegen Rußland spüre ich nicht die leiseste Regung der Eifersucht; ich wünsche ihm Ruhm, Glück und Gebietszuwachs. Mit allen Kräften will ich ihm bei jeder Vorschübung seiner Grenzen nach der Schwedenseite helfen. Wenn wir fünfzigtausend Mann, Russen, Franzosen, vielleicht auch ein paar Oesterreicher, über Konstantinopel nach Asien schicken, zwingen wir England vor dem Kontinent auf die Knie. Wer ein so hohes Ziel erreichen will, muß alles Nothwendige zuvor schon vereinbaren; dazu bin ich bereit. Am ersten Mai können unsere Truppen in Asien, kann auch ein russisches Heer in Stockholm sein. Dann werden die aus der

Levante verjagten, in Indien bedrohten Briten unter der Wucht der Ereignisse vernichtet, mit denen die Atmosphäre geladen sein wird.“ Das Wortbild ist nicht schön; aber der Rhythmus der Rede kann einen Alexander hinreißen. Und schon wird Bonapartes dalmatische Armee verstärkt und befohlen, in Epirus die Landungsmöglichkeiten, in Albanien die Heerstraßen genau zu studiren und im östlichen Winkel des Mittelmeeres Alles für den Kriegsfall vorzubereiten. In einem Brief an Decrès deutet der Kaiser den Entschluß an, durch die Türkei nach Indien zu ziehen. Und Tolstoi hört (nach einer Wuthszene und dem Schwur Bonapartes, Preußen und Warschau an dem selben Tag zu räumen, wo Rußland seine Truppen aus der Walachei und Moldau zurückzieht) den Satz: „Bin ich erst am Euphrat, dann giebt's auf dem Weg nach Indien kein Hemmniß mehr; daß dieses Unternehmen den Alexander und Tamerlan mißlungen ist, beweist gar nichts: man muß eben Besseres leisten als sie.“ Der Held von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Tilsit darf so sprechen; darf sich für ein Schlachtfeld rüsten, das von der Ostsee bis nach Kleinasien, vom Atlantischen bis an den Indischen Ocean sich dehnen soll. Einen tourbillon du monde sieht er voraus; dieser Weltwirbel wird Britannien entkräften, entmuthigen und zur Anerkennung der neuen Imperatorenmacht zwingen. Der auf Sanct-Helena Eingekerkerte hat bestritten, daß er je bereit gewesen sei, Konstantinopel („das durch seine Lage zum Centrum der Weltherrschaft bestimmt ist“) den Russen auszuliefern. Doch wir wissen von Tolstoi, Metternich und Narbonne, daß der Kaiser dazu bereit war. Wenn Alexander sich nur um diesen Preis zu dem von Caulaincourt geforderten Keulenschlag auf das Haupt Britannias entschloß, sollte er ihn haben. Frankreich würde, zu seiner Sicherheit, dann die Dardanellen besetzen oder von Oesterreich bewachen lassen. Der Pontos Eugenios ein russischer, vom Dardanellenwächter im Nothfall zu schließender, das Mittelmeer ein französischer See: da war das letzte Ziel des Korsen. Rußland konnte von ihm den Schimmer der Byzantinererbschaft haben, nie deren wesentliche Macht. Er wollte ihm die Donaumündungen ohne Serbien, Bulgarien ohne Rumelien, Konstantinopel ohne die Dardanellen geben. Zu Narbonne hat er gesagt: „Ich wollte in aller Freundschaft Rußland nach Asien zurückwerfen; daß ich ihm Konstantinopel anbot, ist richtig.“ In Asien sollte es England das Leben schwer machen, in

Südosteuropa sich an der vorgeschobenen Flanke Oesterreichs zerreiben. Dann war Frankreich im Mittelmeer ungefährdet und aus der europäischen Hegemonie fürs Erste nicht zu verdrängen.

Caulaincourt hat ausführlich erzählt, welche Wonneſchauer den Zaren beim Lesen des Briefes vom zweiten Februar schüttelten. Alexander, der gestern noch mit den Donaufürstenthümern zufrieden war, sieht sich heute schon als Herrn von Byzanz, auf dem von Katharina vergebens begehrten Sitz, als den Heros, der den alten Traum der Ahnen in Wirklichkeit wandelt. „Voilà de grandes choses!“ „Voilà le grand homme!“ „Voilà le style de Tilsit!“ Noch abends, auf dem Hofball, die selbe Ekstase. Leis aber meldet sich bald das Mißtrauen. Was wird aus Schlessien? Ist am Ende nicht besser, aus Konstantinopel eine Freie Stadt zu machen? Dafür ist Rumanzow freilich nicht zu haben: er verlangt Konstantins Stadt mit dem Doppelverschluß am Bosporus und in den Dardanellen; dann mag Oesterreich das ganze Serbien annectiren und Makedonien und Rumelien mit Frankreich theilen, dem außerdem Bosnien, Syrien, Egypten zufallen soll. Ohne die Meerengeu ist die Verständigung aber nicht möglich. Auch nicht mit Alexander. Der hat seinen Vortheil erkannt. Seit hundert Jahren strebt Rußlands Ruhmsucht nach Konstantinopel, Rußlands Interesse nach den Meerengen. Beides hat die Eifersucht der europäischen Mächte ihm stets geweigert. Jetzt hat nur mit dem einen Mann zu rechnen, der Reiche zerstört und Reiche gründet: und dieser sonst Allmächtige ist im Kampf gegen England auf russische Hilfe angewiesen. Solche Gunst der Stunde kehrt nie leicht wieder. Nur ein Tropf gäbe da nach. Doch Frankreichs Botschafter ist nicht minder zäh. Halbe Tage lang sitzt er dem Grafen Rumanzow, der die Ministerien des Auswärtigen und des Handels leitet, gegenüber; und die beiden Männer, die nach kurzer Debatte über die Vergebung ungeheurer Flächen einig sind, kommen von der „Kazenzunge“ (so nennt der Russe die Halbinsel Gallipoli) nicht los. Noch einmal bestürmt Caulaincourt, im März, den Zaren selbst; erhält aber die Antwort: „Nehmt in Asien, was Ihr wollt; wenn ich die Meerengen nicht habe, ist Alles, was Ihr mir geben könnt, werthlos.“ Nun kann der Botschafter nicht länger zweifeln. Am sechzehnten März schreibt er an seinen Kaiser: „Eure Majestät mag Italien, vielleicht sogar Spanien Ihrem Reich eingliedern, neue Dynastien und Königreiche gründen, für die Er-

oberung Egyptens die Mitwirkung der zarischen Land- und Seemacht fordern, alle erdentlichen Bürgschaften verlangen, mit Oesterreich jedes beliebige Tauschgeschäft machen und einer Welt einen Platzwechsel aufzwingen: das Alles wird Rußland, nach meiner Ueberzeugung, ruhig mit ansehen, wenn es Konstantinopel und die Dardanellen bekommt.* Er hat, im Sommer, die Debatte wieder aufgenommen und aus Alexander's Mund noch einmal gehört: „Ich brauche den Schlüssel zu meinem Haus. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich mehr, als ich gewinne.“ In Erfurt ist von dem Theilungsplan, der den Hauptgegenstand der Zwiesprache liefern sollte, dann gar nicht mehr geredet worden. Alexander und Rumanzow hatten erkannt, daß die selbständige Vordehnung ins Donauland größeren Nutzen verheißt als ein weislichichtiges System kombinirter Eroberungen, das dem Freund aus Westen schließlich doch den Löwenheil eintragen mußte.

Zwei Jahre nach der von Urbuthnot und Duckworth versuchten Ueberrumpelung hat (in dem Vertrag vom fünften Januar 1809) Sultan Mahmud der Zweite sich verpflichtet, allen Mächten, ohne Ausnahme, die Meerengen zu sperren. Nur unter der Bedingung, daß „diese alte Regel des Osmanenreiches“ nicht durchlöchert werde, will England den Eingang nicht wieder erzwingen. Seitdem gehören die Schlüssel nicht mehr dem Herrn der Pforte; strebt der in Europa gerade Uebermächtige nach der Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellen. Als Mahmud die Russenflotte zum Schutze gegen Ibrahim Pascha ans Goldene Horn gerufen und hinter dem Wall der ausgeschifften Moskowiter den Rebellen abgewehrt hat, muß er, am zehnten Juli 1833, den von Orlow entworfenen Vertrag unterschreiben, der ihm auch für den Fall neuer Fährniß Rußlands Beistand sichert und als Entgelt nur fordert, daß kein fremdes Kriegsschiff unter irgendeinem Vorwand je in die Dardanellen einfahren darf. Dieses Verlangen war nöthig geworden, weil die Hohe Pforte im Siebenten Artikel des Vertrages von Adrianopel versprochen hatte, die seit 1809 geltende Meerengensperre wieder aufzuheben und die Durchfahrt allen Schiffen zu gestatten, die aus russischen Häfen kommen oder nach russischen Häfen steuern. Also nicht nur denen, die Rußlands Flagge zeigen. Eine lästige Klausel; die der Zusatzartikel zum Vertrag von Hunliar-Isteeffi denn auch beseitigt hat. Seit dem zehnten Juli 1833 war Rußland Herr der Meerengen; es hatte, nach

Guizot's Wort, aus dem Türken einen Klienten gemacht, der das in einen russischen See umgewandelte Schwarze Meer bewachen und jedem möglichen Feinde des Zaren das Thor sperren, ihm selbst aber ohne Murren öffnen mußte, wenn er Schiffe und Soldaten ins Mittelmeer senden wollte. Der britische Rival hat dieses Vorrecht nicht lange geduldet. Palmerston regirt. Hat den Schlüssel zum Rothen Meer schon in die Tasche gesteckt: Und, das Gibraltar des Ostens, ist englisch geworden. In dem bösen Streit zwischen Mahmud und Mehemed Ali hat er natürlich die Partei der Türken gegen den Egypter genommen. Doch Hafiz, der Türkenfeldherr, wird im Juni 1839 von Mehemed's Sohn Ibrahim geschlagen, weil er, wider den Rath des Hauptmanns Mollke, versäumt hat, das Egypterheer bei einem Umgehungsversuch kühn in der Flanke anzugreifen, und sich, abermals gegen den Rath Mollkes (der deshalb aus seinem Amt scheidet), weigert, die Truppen in die feste Stellung am Euphrat zurückzuführen. Noch ehe die Schreckenskunde ins Serail gelangt, stirbt Mahmud, ein schwächlicher Jüngling steigt auf den Thron: und vor Alexandria verbrüdert die türkische sich der egyptischen Flotte. Was wird nun aus Osmans Reich? Den fünf Großmächten scheint es noch immer eine „europäische Nothwendigkeit“; drum ermahnen sie es feierlich (in einer Kollektivnote vom siebenundzwanzigsten Juli 1839), Europas Spruch abzuwarten, ehe es vor dem Rebellen die Waffen strecke. Metternich sieht sich schon einem Kongreß, dessen Schauplatz ja nur Wien sein kann, präsidiren. Palmerston hofft, den allzu siegreichen Egypter, den Frankreich schonen möchte, zu demüthigen und zu schwächen, da er leider nicht mehr ganz zu vernichten ist. Preußen will unter allen Umständen neutral bleiben und sich auf die „moralische Unterstützung“ aller Versuche beschränken, das Orientproblem friedlich zu lösen. Und Rußland? Die Tage Bonapartes sind fast schon vergessen. Auf dem Thron Alexanders sitzt Nikolai; ein Mann ganz anderen Schlages. Der merkt, daß er allein im Orient nicht viel erreichen kann, daß er den stärksten Bundesgenossen braucht, und will sich mit England verständigen.

Ernstlich? Oder, um listig einen nützlichen Schein zu schaffen? Der Gossudar ist auf Europas Boden der letzte Tyrann. Denn Abd ul Medjid hat, auf den Rath Reschids, der als Gesandter in London die Macht der Presse schätzen lernte, die Unterthanen mit einer Magna Charta beglückt, in der Gleichheit vor dem Geseß

Sicherheit der Person und ihrer Habe, geringere und gerechter zu vertheilende Kriegsdienst- und Steuerlast und andere schöne Dinge zugesagt waren. Wenn Du, erhabener Herr, diesen Hattischeris von Gülhane unter dem Donner der Geschütze beschworen und ans Licht gebracht hast, wird das ganze Abendland Dich rühmen und auf Druckpapier Dir bescheinigen, daß Du noch liberaler denkst als Dein Gegner Mehemed Ali; ob und in welchem Umfang das Versprechen eingelöst wird, können wir in gemächlicher Ruhe dann überlegen. So mag Reschid gesprochen haben. Ein Schlaufkopf, den auch Abd ul Hamid wohl noch bewunderte und dessen Kunststück bis in unsere Tage fortwirkt. Sobald die Türkei seitdem in enge Bedrängniß gerieth, hat der Sultan Reformen oder gar eine nette Verfassung eingeführt, die ihm aus allen Flachländern des Liberalismus den einem Gonfaloniere der Freiheit gebührenden Ruhm heimtrug und von der im Bereich der Mondichel nicht mehr lange die Rede war. Für solche Mittel war Nikolai nicht flink und nicht feig genug; die ließ er getrost den Sklavenseelen der Westar beten. Er wollte Selbstherrscher bleiben; doch auf seiner schwarzen Erde nicht länger die Vogelscheuche sein, von der in Europa alle frechen Späßen ihr Spottlied sangen. Das war durch ein Bündniß mit England vielleicht zu erreichen; sonst nicht. Und wenn er die gelockerte entente cordiale der Westmächte völlig zerstörte, war das jakobinisch verseuchte Frankreich ohne Schwerstreich zu duden. Er lehnt Metternichs Einladung zum Kongreß schroff ab und läßt Palmerston durch Brunnow sagen, er sei bereit, den Vertrag von Hunkar-Iskelessi durch ein neues Abkommen zu ersetzen, das in Friedenszeit beide Meerengen schließt, nach Ausbruch eines Türkenkrieges jeder Großmacht gestattet, vier Schiffe ins Marmarameer zu schicken; nur Rußland soll, als der berufene Schutzherr der Pforte, das Recht haben, acht Schiffe nach Stambul zu senden. Palmerston runzelt die Stirn; findet den Vorschlag aber erwägenswerth und versammelt, im Februar 1840, die londoner Vertreter der großen Mächte zu europäischem Rath. Das Osmanenreich soll erhalten, der rebellische Pascha auf Egypten und einen syrischen Kreis beschränkt werden. Wuthausbruch in Paris. Das treulose Albion hat uns verrathen; mit einem Lande, das sich in den Dienst Rußlands erniedert, ist eine entente cordiale nicht mehr möglich. Am fünfzehnten Juli sind Britanien und Rußland, Oesterreich und Preußen einig. Mehemed Ali wird gezwungen, sich mit Egypten

und dem Paschalik Affon zu begnügen; die Meerengen bleiben im Frieden geschlossen und werden im Kriegsfall nach Vereinbarung geöffnet. Frankreich? Das war von den Berathungen ausgeschlossen. Das Land Bonapartes! Der Volkszorn braust auf, Thiers fordert einen Kriegskredit, läßt Unleihen ausschreiben und Truppen ausheben. Louis Philippe selbst, der bedächtige Krämer, zetert, so lange Frankreich isolirt sei, sitze Europa auf einem Pulverfaß. Und Louis Napoleon wähnt die Stunde zu einem zweiten Kronenraubversuch gekommen. Palmerston ist an unhöflichen Widerspruch nicht gewöhnt. Noch einmal flackert der alte Feuerbrand auf. „Was die vier Mächte fordern, ist nicht vom Eigennutz, sondern nur von der Gerechtigkeit diktiert“, schreit der skrupellose Lord über den Kanal; und erwirkt drei Wochen danach ein Zusatzprotokoll, in dem die Vier feierlich erklären, daß sie im Orient nichts für sich erstreben. Vergebens. Schon hat an der syrischen Küste die Kooperation der Flotten Englands und Oesterreichs begonnen. Diese Vorstellung erträgt Thiers nicht. Lieber im Rhein als im Rinnstein sterben, ruft er; und schickt an Guizot nach London eine Instruktion, in der es heißt: „Fraget von Radix bis an die Ufer der Oder und der Elbe die Völker: und sie werden Euch antworten, daß der Bund der Westmächte zehn Jahre lang den Frieden gewahrt, die Unabhängigkeit der Staaten gesichert und die Freiheit der Völker niemals gefährdet hat.“ Dieser Bund sei nun zerrissen und durch eine der Koalitionen ersetzt, die Europa allzu lange mit Blut besudelt haben. Mit der Warnung vor nationaler Schande, vor unabwaschbarer Beschmutzung der von der Revolution eroberten Reichskleinodien noch auf der Lippe fällt der Minister (den sein zager König heimlich gestoßen hat), Guizot bildet das neue Kabinet; und kann erleichtert aufathmen, als bald danach, in den ersten Novembertagen, die Meldung von den syrischen Siegen der Verbündeten kommt und ein paar Wochen später der tapfere Kommodore Napier die Unterwerfung Mehemeds erzwingt. Eine für den Gallierstolz schmerzliche Entscheidung; doch eine Entscheidung. Jetzt kann Frankreich das Märzprotokoll unterschreiben, das dem Pascha Egypten als vererbbares Besitz und Affon für Lebenszeit zusagt. Kann es auch über die Hauptfrage der Orientpolitik sich mit den vier Mächten einigen. Der Londoner Vertrag (convention des détroits) vom dreizehnten Juli 1841 bestimmt, daß in Friedenszeit jedem nicht der Türkei gehörigen Kriegsschiff

die Meerengen verriegelt sind. Rußlands Kriegsschiffe dürfen nach dieser neuen Völkerrechtsfassung nicht anders behandelt werden als die jedes christlichen Reiches. Ausnahmen darf die Hohe Pforte nur für die leichten Fahrzeuge der Gesandtschaften zulassen; jede Signatarmacht hat das Durchfahrtsrecht für ein Schiff dieser Klasse. Sieg Rußlands? Nesselrode, Nikolais Kanzler, hat's behauptet. „Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der den Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seefelte sichert, verewigt, nur in anderer Form, das Wesen des alten Abkommens.“ Das steht in der Denkschrift, die Nesselrode seinem Herrn am fünfundzwanzigsten Jahrestag selbstherrlicher Regierung vorlegte; hat aber mehr die Tonfarbe des Jubiläum's als der Wahrhaftigkeit. Zwar war der Pontos jezt ein russisches Binnenmeer, wie er in Peters Zeit ein türkisches gewesen war; doch wieder, wie nach dem Vertrag von Rütshül-Rainardsche, ein Wasserläß ohne Ausgang ins Freie. Am Goldenen Horn leuchtet nun England die Sonne. Der Leu bringt siegreich in Asien und Afrika vor und der Khalif muß noch froh sein, wenn ihn die Sage streichelt. Britanien hat Frankreich verloren (dessen Junikönigthum unter Guizot's verhasstem ministère de l'étranger hinkümmert); herrscht unangreifbar aber, ein Vierteljahrhundert nach Bonapartes Sturz, im Mittelmeer und am Indus; und als Brunnow in London eine Verständigung über die asiatischen Machtphären Rußlands und Englands anregt, sieht er um Wellingtons und Palmerstons Mundwinkel ein frostiges Lächeln. Wer sich auf einem Großgut die Erste Hypothek gesichert hat, braucht die Verständigung mit den Darleibern kleiner Beträge nicht zu beeilen.

Der Meerengenvertrag sollte nicht eine Bürgschaft, doch eine Anerkennung des ungeschmälerten Sultansrechtes sein: „ein unzweideutiger Beweis der Achtung, aus der die Mächte auf seine unantastbaren Herrscherrechte blicken.“ Diese souverainen Rechte müßten dem Großherrscher gestatten, nach seinem Belieben die Meerengen zu öffnen und zu schließen. Er darfs nicht; hat sich den Signatarmächten zu einer Regel verpflichtet: ist an der empfindlichsten Stelle seines Rechtsbezirk's also nicht mehr frei. Daran hat auch der Krimkrieg nichts geändert. Der dritte der „Vier Punkte“, über die England, Frankreich, Oesterreich sich am achten August

1854 geeinigt hatten, forderte die Revision des Meerengenvertrages. Auch im Pontos Eugeinos sollte Rußland nicht mehr allmächtig sein: sonst erzwang es eines Tages doch den Seeweg nach Konstantinopel. Deshalb wurde die numerische Begrenzung der im Schwarzen Meer heimischen Flotte verlangt. Nikolai lehnte die Zumuthung wüthend ab. Nach Rußlands Niederlage bei Inkerman legt der österreichische Generalstabschef Freiherr von Heß dem Kaiser Franz Joseph eine Denkschrift vor, in der er erklärt, auf dem Balkan sei jetzt, da Rußland die Donaumündung verloren habe, etwas für Oesterreich Nothwendiges oder auch nur Nützlichliches nicht mehr zu erlangen. Sechs Tage danach weiß man in der Hofburg, daß der Zar die Vier Punkte annimmt. Jetzt könnte Oesterreich sich von den Westmächten lösen, denen die Furcht vor einem russischen Angriff auf die Donaufürstenthümer es zu verbünden droht. Doch Graf Buol-Schauenstein will dieses Bündniß und bestimmt, nach dem Anerbieten seines Rücktrittes, Franz Joseph am zweiten Dezember zur Unterschrift. Louis Napoleon ist selig: auch Habsburg gehört nun, wie das englische Haus Hannover, zu seinem Concern. Friedrich Wilhelm möchte am Liebsten sein Heer gegen Oesterreich mobil machen und schreibt, noch als der erste Uerger verraucht ist, an den Herzog von Koburg: „Nach dem strecken Hintergehen durch Oesterreich unterhandle ich mit der Macht nicht mehr; die Lehre war zu stark.“ Nikolai läßt das Bild des Kaisers von Oesterreich aus seinem Arbeitszimmer entfernen und schenkt eine Statuette, die den jungen Franz Joseph darstellt, vor Zeugen seinem Kammerdiener. Sobieski und ich (so psauht er den Vertreter Habsburgs an) waren sicher die dümmsten aller Polenkönige; sonst hätten wir Oesterreich nicht aus der Türkennoth gerettet. Was Franz Joseph zu Gortschakow und Edwin Manteuffel über seine friedlichen Absichten sagt, verhallt fast ungehört. Sein eigener Generalstabschef glaubt an einen nahen Offensivkrieg gegen Rußland. In einem Brief an Buol spricht Heß die Ueberzeugung aus, daß der Plan der Westmächte, Rußland zur Verminderung seiner Pontosflotte und zur Desarmirung der Binnenmeerküste zu nöthigen, auch nach einer völligen Niederwerfung des Zarenreiches mißlingen werde. Drei Monate danach, als in Wien der Kongreß der fünf Mächte tagt und dem Zaren die Gewalt übers Schwarze Meer nehmen will, erhebt Feldzeugmeister Heß noch einmal die warnende Stimme. „Jede Kraft papierner Traktate schwindet in

Augenblicken der Krisis. " Rußland wird Schiffe und Küstenforts bauen, sobald es wieder die Kraft dazu hat; und ein kluger Staatsmann meldet nutzlose Eingriffe in das Souverainetätrecht einer Großmacht, die solche Schmach stets zu rächen suchen wird. Mag der Zar im Schwarzen Meer so viele Schiffe halten, wie ihm beliebt: er kann Europa nicht schaden, wenn die Großmächte an der bulgarischen Küste oder am Bosporusausgange einen starken Kriegshafen anlegen. Heß empfiehlt ferner, von der Moldau an die ganze österreichische Grenze zu besetzen; solche Verschanzung wäre ein besserer Schutz als „alle Traktatsbedingungen, die, theoretisch viel versprechend, dennoch lange vor dem ersten Kanonenschuß bereits gebrochen sind und somit zu nichts werden.“ Drouyn de l'Huis bemüht sich, Franz Joseph für die Ideen Napoleons zu gewinnen (der zuerst selbst nach Wien kommen wollte, „pour faire marcher mon jeune empereur d'Autriche“). Ohne rechten Erfolg. Der Gedanke, Rußland aus dem Pontus zu verjagen, mußte fallen und der französische Minister mit Rußlands Hilfe einen Vertrag entwerfen, der Rußland und der Türkei im Schwarzen Meer gleiche Rechte, den Signatarmächten die Befugniß gab, in diesem Meer je zwei Fregatten zu halten. Nur den Russen soll der Bosporusausgang, den die Anderen benutzen dürfen, gesperrt sein; nur ihnen ist bei Gefahr des Krieges jede Vergrößerung der Flotte verboten. Wird nun Friede? Nein. Nikolai ist tot, sein weichmüthiger Sohn Alexander hat gelobt, den Namen Gottorp nicht mit entehrenden Bedingungen zu besetzen, und seit dem Februar ist Palmerston, der jähe Siebenziger, Premierminister. Der möchte den Meerengenvertrag zerbrechen, die russische Kriegsschiffe aus allen südosteuropäischen Gewässern verbannen, Sebastopol schleifen: und überredet rasch auch Louis Napoleon zur Fortsetzung des Krieges. Franz Joseph will nicht weiter gehen. Heß fordert wieder die Befestigung des Hafens von Warna, eine Seefestung am Bosporus und eine starke Schanzenkette von Krakau bis Galaß. Doch Oesterreich hat nicht mehr mitzureden. Am zwölften Juni 1853 ergeht an das Oberkommando der Befehl, das Heer auf den Friedensstand zurückzuführen und sich dann aufzulösen. Am achten September fällt der Malakowthurm. Sebastopol, das Bollwerk des Schwarzen Meeres, ist nun in der Hand der verbündeten Russenfeinde. Jetzt fordert Oesterreich selbst die Neutralisirung des Pontus; weder russische noch türkische Kriegsschiffe dürfen da weilen;

Die Häfen nicht militärisch befestigt werden; alle vorhandenen Befestigungen sind zu schleifen. Wenn Frankreich nicht heimlich geholfen hätte, wäre es Nikolais Erben damals noch übler ergangen. Am dreißigsten März 1856 ist der Pariser Friede zur Unterschrift fertig. Der Sultan erklärt, „daß er des festen Willens ist, in Zukunft den als alte Regel seines Reiches unwandelbar festgestellten Grundsatz aufrecht zu erhalten, der den Kriegsschiffen aller Mächte streng untersagt, in die Meerengen einzulaufen; so lange die Pforte Frieden hat, wird Seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen lassen“. Die übrigen Mächte verpflichten sich, „diese Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das verkündete Prinzip zur Richtschnur zu nehmen“. Ausnahmen werden nur für je zwei leichte Kriegsschiffe jedes Signatarstaates gemacht, die bestimmt sind, an den Donaumündungen die Freiheit der Flußschiffahrt zu wahren. Rußland ist keine Donaumacht mehr; ist im Pontos und im Asow-See ohne Fahrzeug und Festung. Britanien triumphirt. Der Krimkrieg hat die Herrschaft des Union Jack besser gesichert, als Nelson und Napier vermocht hatten; und der Kranke Mann braucht im fest verschlossenen, doppelt verriegelten Haus fortan nicht vor dem grimmigen Protektor zu zittern.

Fünfzehn Jahre lang hat dieser Zustand gewährt. Als Frankreich gesch'agen war, schrieb Gortschakow an seinen Agenten nach Tours: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jezt in dem wankenden Erdtheil sehen. Welche Regierung morgen auch in Frankreich herrschen mag: jede muß an der Tilgung der Schuld mitwirken, die ein schädliches politisches System gehäuft hat.“ Beust hatte schon 1867 versucht, den Russen die Pontosfreiheit zurückzugeben, Moustiers Zustimmung aber nicht zu erreden vermocht. Am einunddreißigsten Oktober 1870 sagt Gortschakow in einer Cirkulardepesche an die europäischen Regirungen: „Seine Majestät der Kaiser aller Reussen kann sich nicht länger an die Bestimmungen des Pariser Vertrages gebunden erachten, die Rußlands Souveränitätsrecht im Schwarzen Meer einschränken.“ An der Themse beraten die Mächtevertreter. Der Londoner Vertrag vom dreizehnten März 1871 bestätigt noch einmal die convention des détroits von 1841, giebt, im Zweiten Artikel, aber dem Sultan das Recht (la faculté), „in Friedenszeit den Kriegsschiffen der befreundeten und verbündeten Mächte die

Meerengen zu öffnen, wenn die Pforte es für nöthig hält, um die Ausführung des Pariser Vertrages zu sichern und ihre Integrität gegen Angriffe zu schützen.* Wieder eine Ausnahme; wieder eine Klausel, die mißverstanden werden konnte und mißverstanden worden ist. Artikel 63 des Berliner Vertrages von 1878 schafft kein neues Meerengenrecht, sondern bestätigt das 1841, 1856 und 1871 Vereinbarte. Dreizehn Jahre später giebt (in einem turko-russischen Sondervertrag, also nicht mehr unter der Kontrolle und Garantie der Großmächte) die Pforte den unter der Handelsflagge fahrenden, meist zu Militärtransporten benutzten, aber nicht armirten Schiffen der „Freiwilligenflotte“ Rußlands die Meerengen frei. Der Tracte vom zehnten Dezember 1895 gestattet den Signatarmächten des Pariser und des Berliner Vertrages, je ein zweites Gesandtschaftsschiff leichter Sorte durch die Dardanellen laufen zu lassen; diese Schiffe dürfen da aber nicht Anker werfen. Den Anspruch anderer Mächte, Stationschiffe dicht an die Dardanellenschlösser heranzuschicken, hat der Sultan zurückgewiesen.

„Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde.“ Fast ein Vierteljahrtausend ist das Türkenwort alt; beinahe eben so lange als unwahr erwiesen. Und nicht länger wird die Geltungsdauer der Prophetie sein, die Sichel des Türkenmonds müsse vom Himmel Europas schwinden, wenn russische Kriegsschiffe aus dem Schwarzen Meer durch den Bosphorus in die Marmarasee und die Dardanerstraße dampfen dürfen. Vor dem Abschluß des Perservertrages wurde in London den Russen die Oeffnung der Meerengen heimlich zugesagt; regte sich nur noch ein leiser Gefühls widerstand. Seit King Edward in Reval den schwächlichen Nikolai mit Guirlanden umwickelt und von der haltbaren Treue der Britenfreundschaft überzeugt hat, brauchte England das Mittelmeer den Russen nicht mehr zu sperren; mußte es wünschen, sich und seinen Concern im Nothfall durch ein starkes russisches Pontusgeschwader entlastet zu sehen. Immerhin scheute Grey den Schein unfreundlicher Absicht auf die Willensfreiheit der Jungen Türkei, die jeder Bruch des Meerengenvertrages ärgern mußte und an deren Lebenskraft noch kein Zweifel aufkam. Frankreich? Dieser Hauptgläubiger und Christenprotector im Osmanengebiet wollte erst recht nicht die neuen Männer verstimmen, die sonst vielleicht zu Deutschland und Oesterreich abgeschwenkt wären. Auch

durfte, wer wider Aehrenthal für die Unantastbarkeit der Türkei stritt, ihr das Meerengenrecht nicht kürzen. (Daher stammte ja Jöwolskijs Wuth: die Annexion Bosniens und der Herzegowina schreckte die Genossen aus dem Entschluß, der ihm Ruhm bringen sollte.) Doch bald war die Gefahr in der Nordsee gewachsen, am Bozporus die Machtblüthe gewelkt. Rußland baute rasch ein Superdreadnoughts, viele Kreuzer, Zerstörer, Torpedo- und Unterseeboote (sämmlich für europäische Gewässer bestimmt), einen modernen Kriegshafen und (in Finland) eine starke Flottenstation. Dieser Eifer eines von der Seeseite nicht Bedrohten, der, nach dem Wort eines demokratischen Dumamitgliedes, den Westmächten eine nagelneue Flotte schenkt, muß belohnt werden. Unter Englands Aufsizien wird das franko-russische Marineabkommen vereinbart, das die Triple-Entente in einen Dreibund wandelt (dem Deutschen Reich wird weder vor noch in Baltisch-Port offiziell Etwas davon gekündet) und die Zusage der Meerengendöffnung in feierlicher Form erneut. Wirklich: Herr Sazonow braucht die Frage nicht laut zu stellen. Sie wird beantwortet (allen Unrainern des Schwarzen Meeres das Durchfahrtrecht, unter vernünftigen Kautelen, gewährt), wenn zwischen Italien und der Türkei der Friede geschlossen und Oesterreich gekirrt oder ins Einverständnis gezogen ist. Um auf Wien zu wirken, läßt man die Thatsache des Marinevertrages ans Licht und verräth, daß zwischen Bulgarien, Griechenland, Serbien die Verhandlungen zum Abschluß fast reif sind und Rumäniens Eintritt in den Balkanbund gegen eine hohe Prämie wahrscheinlich ist. Oesterreich-Ungarn ist seit 1908 auch eine Balkanmacht. Und der anglo-deutsche Zwist, dessen Widerschein schon so viele unahnbare Wunder erwirkt hat, löst auch den Alldruck der Meerengenfrage endlich von Europens Brust. Dem gegen deutschen Angriff auch ohne was Geschriebenes ihm in der Ostsee verbündeten Rußland öffnet Britanien das Mittelmeer.

Uns brauchte solcher Entschluß nicht Gram zu schaffen. Rußland muß an eisfreies Meer; und wir sähen es lieber in Südost als im Nordwestbereich germanischer Menschheit. Die Oeffnung des Käfigs begehrt es; nicht mehr Konstantins Stadt. Diesen Wunsch Peters, Katharinens und, manchmal, Alexanders, hat schon Nesselrode einbalsamirt. Von den Meerengen winkte die Möglichkeit, Rußlands und zugleich Rumäniens Wassersnoth zu enden. Weil Deutschland und Oesterreich dafür nicht vorsorgten, mußte Ru-

mänien, nach der Meinung des Herrn Tafe Jonesku, ihnen schon 1909 den Rücken zuzehren. „Nur Denksaulheit hielt uns seitdem an der Südostflanke des Dreibundes. Hätten wir uns sofort in feste Gemeinschaft mit den Balkanstaaten entschlossen, dann wäre vielleicht der bulgarische Krieg gegen Serbien und Griechenland nicht entstanden, der den Ausbruch des großen Europäerbrandes beschleunigt hat.“ Das wissen selbst die allem Diplomatengeheimniß Fernsten jetzt aus den rivelazioni di Giolitti. Rüh auch der Rückblick auf Versäumtes Berlinern und Wienern noch nicht, stark schon jetzt zu betonen, daß sie, wo, wann, wem zu Leid auch der Friedensvertrag geschlossen werde, die Oeffnung und Sperrung des Schwarzen, Marmara- und Aegäischen Meeres nicht in ihre Bedingungsliste aufnehmen wollen? Der Orienttraum Josephs des Zweiten (der doch „um ein elendes Stück Bosniens oder Serbiens“ nicht den gefährlichen Kampf gegen Rußland wagen mochte) ist mit ihm bestattet worden; und der Rath seines Neffen Karl, sich auf die Slawen zu stützen und die Vormacht über Südosteuropa an sich zu reißen, ward längst unter innerpolitischen Bedenken, der Deutschen und der Magyaren, verschüttet. Albanien wird das Sprungbrett italischen Balkandranges; und die Hoffnung auf den rumano-bulgarischen Südslawendeich ist nun geborsten. Der Ruhm, den Russen ihren Hausschlüssel verschafft zu haben, darf nicht den Briten zufallen, deren Königin Victoria ihn, zu Europas Unheil, wie Gortschakow meinte, dem Zaren barsch geweigert und, dicht vor dem Abschluß des Pariser Friedens, an den belgischen Onkel Leopold geschrieben hat: „Englands Politik war vollkommen eigennutzlos und nur von dem Willen geleitet, unseren Erdtheil vor den dreisten und gefährlichen Ansprüchen der russischen Barbarenmacht zu schützen.“ So dachte die Mutter Eduards, dessen Werberflugeheit die Lösung Rußlands vom Deutschen Reich erlangte. Und ein Dichter, der nur slawischer Christ sein wollte, Dostojewskij, hatte in einsamer Vision doch ahnen gelernt, daß Rußland die ihm günstigste Antwort auf die alte Orientfrage im Bund mit Deutschland erstreiten werde, „daß im Westen den germanischen Gedanken an die Stelle des römischen und romanischen setzen, uns aber den Osten gönnen will. Diese zwei großen Völker sind berufen, das Antlitz der Welt zu wandeln. Wir Russen müßten die Zeit nützen, in der Bismarck, mit seinem Genieblick, noch am Steuer steht.“

Andre Zeiten: andre Lieder:

Herr von Bethmann-Hollweg

21. 6. 13 an Lamprecht:

Ich bin mit Ihnen von der Wichtigkeit, ja, der Nothwendigkeit einer auswärtigen Kulturpolitik überzeugt. Ich verkenne nicht den Nutzen, den Frankreichs Politik und Wirthschaft aus dieser Kulturpropaganda zieht, noch die Rolle, die die britische Kulturpolitik für den Zusammenhalt des britischen Weltreiches spielt. Auch Deutschland muß, wenn es Weltpolitik treiben will, diesen Weg gehen. Wenn auch die Regierung durch Unterstützung und Anregung Manches helfen kann, so muß doch (Das liegt in der Natur der Sache) das Meiste und die ganze Kleinarbeit von der Nation selbst geleistet werden. Was Frankreich und England auf diesen Gebieten leisten, ist nicht eine Leistung ihrer Regierungen, sondern eine solche der nationalen Gesamtheit, der Einheit und Geschlossenheit ihrer Kulturen, des zielsicheren Geltungswillens der Nation selbst. Wir sind noch nicht so weit. Wir sind unserer Kultur, unseres inneren Wesens, unseres nationalen Ideals nicht sicher und bewußt genug. Es liegt wohl in der Eigenart unserer doch wohl individualistischen und noch nicht ausgeglichenen Kultur, daß sie nicht die gleiche suggestive Kraft hat wie die britische und französische, daß nicht jeder Deutsche im Ausland seine Heimath in sich abbildet, wie der Franzose Paris und der Engländer die britische Insel. Ich glaube auch, daß die Wichtigkeit der in dieser Richtung zu leistenden Aufgabe bei uns

2. 12. 14 im Reichstag:

Die Organisationskraft und Organisationskunst Deutschlands sucht in immer neuen Formen Uebeln vorzubeugen, Schäden auszugleichen. Kein Mann, keine Frau entzieht sich der freiwilligen Mitarbeit, keine Werbetrommel braucht gerührt zu werden, und Alles zu dem einzigen und großen Zweck, für das Land der Väter Alles hinzugeben an Gut und Blut. Wenn dieser Geist, diese sittliche Größe des Volkes, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gekannt hat, wenn der millionenfach bewährte Heldenmuth unseres Volkes in Waffen gegenüber einer Welt von Feinden von unseren Gegnern als Militarismus geschmäht wird, wenn sie uns Hunnen und Barbaren schelten, wenn sie eine Fluth von Lügen über uns auf dem Erdenrund verbreiten: ich glaube wahrlich, wir können stolz genug sein, uns darum nicht zu grämen. Dieser wunderbare Geist, der die Herzen des deutschen Volkes durchglüht, in nie gesehener Einigkeit, in der unbedingtesten Hingabe des Einen an den Andern, er muß und er wird siegreich bleiben. Und wenn ein ruhmvoller, wenn ein glücklicher Friede erkämpft sein wird, dann wollen wir diesen Geist hochhalten als das heiligste Vermächtniß dieser furchtbar ernsten und großen Zeit. Wie vor einer Zaubergewalt sind die Schranken gefallen, die eine öde und dumpfe Zeit lang die Glieder des Volkes trennten, die wir gegen einander aufgerichtet hatten in Mißverstand, in Mißtrauen und

noch von zu Wenigen erkannt ist. Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzu viel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann. Erst vor einigen Tagen hat Edmond Rostand bei der Gründung einer französischen Gesellschaft für Kulturpropaganda von dem Imperialismus der Idee gesprochen und dabei gesagt: 'C'est au moment qu'on veut redoubler de force, qu'il faut redoubler de grâce.' Für diese Seite des Imperialismus scheinen mir noch nicht alle Deutschen reif zu sein. Es haftet uns eben doch noch Einiges an aus der Zeit, da Hölderlin sang, daß die Fremden ihr Bestes von Deutschland nehmen und es verhöhnen, weil die ungefaltete Rebe den Boden schwankend umirre. Damit wir, wie unsere westlichen Nachbarn, in Zukunft eine Kulturpolitik großen Stils treiben können, scheint mir neben der inneren Vertiefung und Stärkung unserer Kultur und unseres Kulturbewußtseins nothzutun, daß unser Volk zu der neuen Aufgabe gewodt werde.

Mißgunst... In Treue und mit heißem Danke gedenken wir der Söhne Deutschlands, die auf den Schlachtfeldern in Ost und West, auf hoher See, an den Gestaden des Stillen Ozeans und in unseren Kolonien für die Ehre des Vaterlandes ihr Leben gelassen haben. Vor ihrem jezt verstummten Heldennuth einigen wir uns in dem Gelöbniß, anzuharren bis zum letzten Hauch... Und dieses Gelöbniß soll hinausjhallen zu unseren Söhnen und Brüdern, die weiterkämpfen gegen den Feind, zum Herzblut Deutschlands, das in zahl- und namenlosem Heldenthum aufwallt, für das wir bereit sind, Alles herzugeben, was wir haben, hinausjhallen auch zu unjeren Landsleuten im Auslande, den draußen für uns sorgenden, den von der Heimfahrt abgeschnittenen und gefährdeten, den widerrechtlich gefangenen und mißhandelten. Wir halten durch, bis wir die Sicherheit haben, daß Keiner mehr es wagen wird, unseren Frieden zu stören, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten und entwickeln wollen als freies Volk.

Winters Anfang.

Die Weißsagung lenzlichen, ungefährdeten Friedens freut jedes Ohr. Nicht so willkommen, doch nothwendiger ist die ohne Ermatten wiederholte Mahnung: für das gesunde Ueberwintern deutscher Zuversicht vorzusorgen. Aus dem Feld, wo Tausende, Abertausende, selig, den bitterfüßen Tod von Feindeshand sterben, kommt oft jezt, aus den frommsten Herzen, die Frage, ob unsere, der zu Haus Gebliebenen, Hoffnung nicht allzu hoch überschwinde; ob uns, Allen, der Ernst des Kampfes bewußt sei, der noch nirgends Entscheidung brachte. Allen? Noch ist, leider, die

Warnung nicht unnöthig, hübsche Kriegsgewinne der Menge in die Sonnenbürgschaft endgiltigen Sieges zu kaufen und schmerzhaften Verlust mit Fahnen und Kränzen zu verhängen. Brechet, vor dem kürzesten Tag dieses Jahres, so schlechten Brauch: sonst zerbeißt, vor dem längsten, seine Rache im Volksgefühl die reizbarste Stelle. Nicht, Erfreuliches grell zu beleuchten und Wehes in Dunkel zu bergen, sind Behörden und Zeitungsleiter verpflichtet, sondern, dem Volk, das selbst sich den Werth schuf, Wahrheit zu geben. Gewissen, nicht fremder Befehl, weise Ihnen den Weg. Kein Geflenn über äußeren Zwang mildert den Spruch eines Volksgewichtes. Das heißt, wie Preußens Friedrich von allen Königen, von jedem vornan Schreitenden die „innere Zucht“, aus der Wahrhaftigkeit, Wehrhaftigkeit wird. Führerrecht mahnet Ihr Euch an: und bangtet vor sterblichem Verbot? Wurdet Hellfärber: damit dunkle Farbe nicht ängste? Noch einmal belehre Euch Friedrich: „Mögen die Ereignisse meine Prophezeiung Lügen strafen und möge das Geschick den größten Theil des dräuenden Unheils von uns wenden!“ Zu hell? Lieber: zu schwarz. Ein Deutscher; ein Held.

Unsere Marine hat, nach Thaten, deren kluge Kühnheit noch der Entel stolz preisen wird, wieder vier Kreuzer und viele, viele tapfere Seekrieger verloren. Unsere Bundesgenossen mußten die offene Hauptstadt Belgrad, in die sie, ohne auf Widerstand zu stoßen, endlich, am zweiten Tag des fünften Kriegsmonats, eingerückt waren, am zwölften dem Serbenheer räumen (dessen Erfolge und Einzug in Walsjewo schon am siebenten Dezember englische Blätter meldeten). Keine Ungunst des Kriegsschicksals hat wohl Oesterreich-Ungarns Bürger und tüchtige Truppen so tief wie diese gekränkt: weil sie, gleich nach Giolittis spitzem Sprengpfeil, den empfindsamsten Nerv traf und nachbarliche Angriffslust hizen kann. Beiden Reichen verschleierte sich die Sonne. Sollten sie thun, als sei das Ereigniß nicht der Erwähnung werth? Sie würden vom Feind beschämt. Im „Bulletin des armées“ hat der Franzosenseldherr über „vier Kriegsmonate“ einen Bericht veröffentlicht, dessen Einzelangaben nur der aller Vorgänge Kundige nachzuprüfen vermag, der aber Rückzüge, große Verluste, schlecht geführte Angriffe, Fehlschläge, ungenügende Leistung mancher Corps und ihrer Führer, Erfolge des feindlichen, Niederlagen (échecs) des eigenen Heeres, vor dessen Sieg an der Marne, mit einem Freimuth bekennet, wie er in Frankreichs Kriegsgeschichte kaum jemals

zu merken war. Ist solche Offenheit schädlich? General Joffre wünscht, „daß die europäische Presse den Bericht erörtere und beurtheile“. Noch ernstlicher wünscht er wohl aber, daß der Bericht die nervöse Landsmannschaft erkennen lehre, wie schwer jeder Vorschritt war, jeder neue sein wird. Dadurch schützt er, im Bezirk seiner Gewalt, das Land vor Enttäuschung, die, nicht nur, weil sie leicht auf das Heer zurückwirkt, fast der schrecklichste aller Kriegsschrecken ist. Wird bebürdeten Männern auf dem berliner Schloßplatz befohlen, bis ans Charlottenburger Straßentnie zu laufen, dann langt ihr Lungenhaushalt gewiß nicht bis nach Döberitz. Athenische Fackelläufer selbst wären selten mit heller Flamme ans Weitziel gekommen, wenn der Festordner den zur Lampadodromia sich Meldenden ein paar Stadien gehehlt hätte. Die Flamme deutscher Zuversicht darf in Frost und Sturm, in Schnee und Schlamm nicht verlöschen. Für den längsten Weg durch schwierigstes Gelände, nicht für kurzen Siegerlauf nur, ihr den Brandstoff zu bereiten, ist unsere Pflicht. Die verbietet, zu heucheln, wir seien dem Ziel schon nah, und zu bergen, daß nie mit so grimmem, so inbrünstigem Eifer gegen uns alle Erbschollen ausgewählt wurden wie an der Schwelle des Jahres. Die Urkundensammlungen, Blau-, Orange-, Gelbbuch, werden, spottbillig und mit dem Lockruf „In Deutschland verheimlicht“, den Neutralen angeboten. Deren hoch überwiegende Mehrheit ist wider uns; nicht, weil sie belogen wurde: weil sie in anderer Gefühlzone wohnt, aus der in neudeutsche kein Nothbrüchlein führt. (In Genf hat ein Professor, der den Teutonennamen Claparède trägt, für Deutschland gesprochen. Er wurde dem Amtsrecht enthoben; und im Großen Rath sprach der Leiter des Unterrichtswesens: „Das mildeste Urtheil muß den Professor noch unbegreiflichen Mangels an Vorsicht zeihen. Er hat das Empfinden aller Studenten schon dadurch verletzt, daß er kein Wort des Mitleides mit Belgiens Trauer fand.“) Eine Großmacht und zwei kriegerische Völker Osteuropas sollen die Front unserer Feinde verlängern und dichten. Und die Thronrede des Kaisers von Japan deutet an, daß die Tapferkeit seiner Truppen sich noch weiter bewähren müsse. In Polen? Für den Sold, den der Besitz Indochinas, Samoas, der Karolinen bietet? Deutschland muß wach bleiben; für die härteste Nothwendigkeit in Bereitschaft. Wers einschläfern will, wird, Fürst oder Knecht, unverzeihlichen, unverjähbaren Frevels schuldig.

Der heutigen Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt des Verlages

Erich Reiß, Berlin W. 62

bei, der eine Reihe von Büchern empfiehlt, die auch in diesem Jahre zu Weihnachtsgeschenken besonders geeignet sind.



Reiseführer



Stahlbad Alexisbad I. Harz :: Hotel Forsterling.

Anerkannt best empfohlenes Haus am Platze. Herrliche Lage am Walde. Eigenes Badaus- haus. Elektrisches Licht und W. C. Illustrierte Prospekte frei. Direktor: **Frymann.**

Coblenz a. Rh. Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof

Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errungenschaft. d. Hôtelhygiene ausgestattet. Sitzg.- u. Konferenz- zimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom.

Düsseldorf Parkhotel

I. Familienhotel d. Stadt, in vor- nehmt. ruhigt. Lage am Hof- garten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrößert. Gr. Konferenz- u. Postkale. Dir. F. C. Eisenmenger.

Garmisch, Grand Hotel Sonnenbühl Haus I. Ranges, direkt am Wald u. See.

Köln : Hôtel Continental am Dom, 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Nürnberg Württemberger Hof

Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf.

Wiesbaden :: Nassauer Hof Hochvernehmes Hotel in freier hervorragter Ost- und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eigenem Kochbrennenzufuß. 100 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Inseraten- „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, Fernspr. Ztr. 8740 u. 9797
 Annahme für Alfred Welner — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —
 Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Ferd. Rothschuh
Hofl.
Bandagen
Erfurt

Vom Adel der Versöhnung

Seite 124: „Eher möchten Sie, wenn das möglich wäre, Ihre Eigenart zerstören, als daß Sie zu Menschen, bei denen Sie instinktiv fühlen, daß eine geheime Kluft trennt, ein feines Verständnis unmöglich sagen möchten, was Sie bewegt, erschüttert, was Ihre Sehnsucht, Ihre Hoffnung ausmacht.“ Diese Worte aus dem Liebeschen Buche vom Adel der Versöhnung (vergrüßert) sollen Eines erkennen lassen: daß die großzügigen Charakterbeurteilungen von P. P. L. mit sonst bekannten Schlußbeurteilungen nicht zu verwechseln sind. Prospekt über Seelenanalysen in Briefform frei. P. Paul Liebe, Augsburg i.

Für Gesellschaften. Skat.

Camphausen-Tönnchen-Siphon

Frisch, Sauber, Selbstbedienung.
keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell	5 Liter-Siphon	M. 8,40
Münchener, Münchner, Culmbacher		3,35
Köstritzer Schwarzbier		2,75
Dunkles Lagerbier		2,20

frei Haus oder Bahnhof Berlin.
In hygienisch vollend. Weise abgefüllt.

F. & M. Camphausen,
Berlin SW. 11. Tel. Litw. 1029916.
Breslau, Hannover, Stettin.
Flaschenbiera laut Preisliste.

Manoli

Deutschlands führende
Zigarettenmarke

Truſtfrei



Beste Qualitätsmarke!
Billig! ————— Gut!